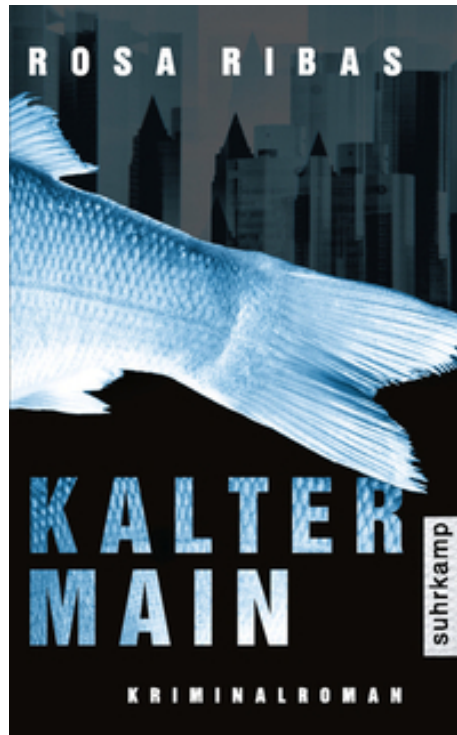


Suhrkamp Verlag

## Leseprobe



Ribas, Rosa  
**Kalter Main**

Kriminalroman  
Aus dem Spanischen von Kirsten Brandt

© Suhrkamp Verlag  
suhrkamp taschenbuch 4088  
978-3-518-46088-7

suhrkamp taschenbuch 4088

Dass ausgerechnet Marcelino Soto, ein äußerst beliebtes Mitglied der spanischen Gemeinde in Frankfurt, ermordet im Main aufgefunden wird, sorgt für helle Aufregung unter seinen Landsleuten. Hat ihn seine Vergangenheit eingeholt, die, wie Hauptkommissarin Cornelia Weber-Tejedor herausfindet, keine so rühmliche ist, wie alle behaupten? Und was hat es damit auf sich, dass Soto in seinen letzten Lebensjahren vom kommunistischen Atheisten zum demütigen Kirchgänger wurde?

Als sich dann auch noch Weber-Tejedors Mutter, selbst Spanierin, ungefragt einmischt, wird der Fall immer undurchschaubarer für die Hauptkommissarin. Doch der Mörder hat einen entscheidenden Fehler gemacht.

Zwischen Bankentürmen und Bahnhofsviertel – der erste Fall der Frankfurter Kommissarin Cornelia Weber-Tejedor.

Rosa Ribas wurde 1963 in Barcelona geboren und studierte an der dortigen Universität Hispanistik. Sie lebt seit 16 Jahren in Frankfurt. *Kalter Main* ist ihr zweiter Roman, für den sie den spanischen Krimipreis für den besten Debütkriminalroman 2007 erhalten hat. Die deutsche Übersetzung des zweiten Bands der Krimiserie um die Kommissarin Weber-Tejedor ist in Vorbereitung. Mehr zur Autorin unter [rosa-ribas.com](http://rosa-ribas.com).

Rosa Ribas  
**KALTER MAIN**

*Kriminalroman*

Aus dem Spanischen von  
Kirsten Brandt

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2007 unter dem Titel  
*Entre dos aguas*  
bei Ediciones Urano S.A., Barcelona.  
© 2007 by Rosa Ribas Moliné

Für die deutsche Übersetzung durchgesehene Fassung

Umschlagfotos:

© Kutay Tanir/Harald Theissen/Getty-images

„Dieses Projekt wurde mit Unterstützung des  
Programms Kultur (2007-2013) der Europäischen Kommission finanziert.  
Die Verantwortung für den Inhalt dieser Veröffentlichung  
trägt allein der Verfasser; die Kommission haftet nicht für  
die weitere Verwendung der darin enthaltenen Angaben.“



Programm „Kultur“ (2007-2013)  
Förderbereich 1.2.2. Literarische Übersetzungen

Deutsche Erstausgabe  
suhrkamp taschenbuch 4088  
Erste Auflage 2009  
© der deutschen Ausgabe  
Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2009  
Suhrkamp Taschenbuch Verlag  
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.  
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert  
oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.  
Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm  
Printed in Germany  
Umschlag: HAUPTMANN & KOMPANIE Werbeagentur  
München – Zürich  
ISBN 978-3-518-46088-7

2 3 4 5 6 – 14 13 12 11 10 09

# KALTER MAIN

*Für Juan und Montse, meine Eltern.*

## FISCHE IM FLUSS

Wild schoss der Main durch Frankfurt. Der sonst so ruhige Fluss schäumte, riss Stämme und Zweige mit, junge Bäume, die das Hochwasser, Folge des plötzlich einsetzenden Tauwetters nach einem harten Winter, entwurzelt hatte. Nichts schien sich den Fluten widersetzen zu können – außer einem Galicier. Büsche, Stöcke und Abfall glitten an ihm vorbei, schlugen manchmal gegen ihn, aber er behauptete seinen Platz am Mittelpfeiler der Alten Brücke. Bäuchlings im Wasser treibend, die Arme wie zum Kopfsprung ausgestreckt, verweigerte er sich der Strömung mit einer Hartnäckigkeit, die ihm zu Lebzeiten den Spitznamen »der Dickkopf aus Lugo« eingetragen hatte. Dabei half ihm, dass sein linker Fuß sich in einem der Vertäuungsringe am Brückenpfeiler verfangen hatte. Tatsächlich war die Leiche zunächst ein ganzes Stück flussabwärts getrieben und dann erst an der Alten Brücke hängen geblieben. Den großartigen Blick rechter Hand auf die Commerzbank konnte er allerdings nicht genießen, denn es war Nacht, und er hatte keine Augen mehr. Trotz allem gibt es im Main Fische.

So trieb der Galicier mehrere Stunden im Fluss, bis ihn am Morgen einer der Polizisten fand, die die Schaulustigen daran hindern sollten, zu nahe an das Hochwasser heranzugehen. Polizeioberrmeister Leopold Müller kam gerade aus der Kneipe zurück, wo er für ein paar Minuten Zuflucht vor dem heftigen Regen gefunden hatte, der seit den frühen Morgenstunden fiel. Auch bei dieser Runde inspizierte er die Absperrungen und ging dann auf die Brücke. Da sah er ihn. Zuerst glaubte er, es sei ein Unfall passiert. Er verfluchte sein Pech, denn er fürchtete, seine Pflichtvergessenheit habe den Mann



das Leben gekostet. Er rief die Zentrale an und meldete den Fund.

Als seine Kollegen eine Stunde später die Leiche aus dem Wasser zogen, auf die Brücke legten und eine tiefe Stichwunde in der Brust feststellten, seufzte Leopold Müller erleichtert. Für ein, zwei Sekunden breitete sich auf seinem Gesicht ein Lächeln aus, eine schäbige Reaktion, für die er sich noch Stunden später schämte.

Und obwohl er nun wusste, dass sein Kneipenausflug keine so schrecklichen Folgen gehabt hatte, fühlte er sich irgendwie für den Toten verantwortlich.

Zeitbens hatte Leopold Müller unter dem Widerspruch zwischen seinem imposanten Vornamen mit den Anklängen an die Habsburgermonarchie und seinem banalen Nachnamen gelitten. Nun, mit dreißig, schien der Müller endgültig Oberhand über den Leopold zu gewinnen. Obwohl er nun schon einige Jahre im Dienst und während der Ausbildung einer der Jahrgangsbesten gewesen war, hatte er es nur zum Polizeiobermeister gebracht. Von der Brücke aus beobachtete er die Szene. Es goss immer noch in Strömen. Er sah, wie ein etwa sechzigjähriger Mann in einem durchnässten Trenchcoat mit zwei Polizisten sprach, neben der Leiche niederkauerte und sie untersuchte. Ein Polizist wies ihn auf die Stichwunde hin. Dann standen beide auf und schauten sich um. Der Mann im Trenchcoat redete mit zwei Polizisten, die den Zugang zur Brücke kontrollierten. Einer von ihnen zeigte in seine Richtung. Offensichtlich suchten sie ihn. Sie winkten ihn zu sich. Während er zu ihnen hinunterging, traf er, hin- und hergerissen zwischen Leopold und Müller, eine Entscheidung. Er würde diesen Toten im Fluss nicht so ohne weiteres hinnehmen.

## TELESHOPPING

Während ihre Kollegen die Leiche aus dem Main fischten, waren Kommissarin Cornelia Weber-Tejedor und Oberkommissar Reiner Terletzki auf dem Weg zur Zentrale einer Bank in der Mainzer Landstraße. Ein Fall war abzuschließen, der Mord an Jörg Merckele, einem Nachtwächter, dem seine Frau den Schädel eingeschlagen hatte. Cornelia Weber hatte angeordnet, Frau Merckele in den Raum des Bankgebäudes zu bringen, in dem ihr Mann gearbeitet hatte. Sie hoffte, dann werde die Frau endlich mit ihnen reden. Bisher hatte sie sich nur beim Notruf gemeldet und gesagt, ihr Mann liege zu Hause tot im Wohnzimmer, und man möge doch bitte vorbeikommen und sie verhaften. Die Kommissarin überflog noch einmal ihre Notizen. Angesichts dessen, was sich in diesem Raum alles befand, war es nicht schwer, sich Frau Merckeles Motiv vorzustellen, aber sie benötigten eine Aussage von ihr.

Die Mainzer Landstraße, eine der Finanzadern der Stadt, war hoffnungslos verstopft. Wegen des drohenden Hochwassers hatte man fast alle Straßen in Flussnähe gesperrt, die Straßenbahnen verkehrten nur noch unregelmäßig, und es grenzte an ein Wunder, wenn man ein Taxi bekam. Aus dem Hauptbahnhof ergoss sich eine Menschenflut in Richtung der Hochhäuser, zu den Banken und Versicherungen. Die Fußgänger, Autos und Straßenbahnen bedeckten die Straße zum Platz der Republik wie ein Teppich: An der ersten Kreuzung, eben der Mainzer Landstraße, teilte sich die Masse; ein Teil strömte nach rechts, der andere nach links, während der kompakte und entschlossene Mittelteil weiter geradeaus dem Messegelände zustrebte – sich mit schwingenden Aktenkoffern den Weg bahndend.

In der Bank nahm sie ein Mann in hellgrauem Anzug in Empfang, der Anfang vierzig sein mochte, aber zehn Jahre jünger wirkte. Nachdem die beiden sich vorgestellt hatten, musterte er sie mit einem Blick, den Cornelia schon kannte: Er korrigierte seine ursprüngliche Vermutung über die Hierarchie der Polizisten. Entgegen seiner anfänglichen Annahme war die eher klein gewachsene Blonde mit der leicht schiefen Nase, die in seinem Alter, die Chefin. Der Fünfzigjährige mit dem kurzen grauen Bürstenhaarschnitt und den noch immer dichten schwarzen Augenbrauen, der wie ein gealterter Boxer aussah, war Zweiter. Von diesem Augenblick an wandte sich der Mann im hellgrauen Anzug immer zuerst an die Kommissarin.

Er hatte offensichtlich sehr genaue Anweisungen erhalten. Vom ersten Moment an bemühte er sich vor allem darum, dass sie weder den Angestellten noch den Besuchern auffielen. Es war Stoßzeit. Der Mann trippelte ihnen voraus zu einem abgelegenen Bereich der Empfangshalle. Man hatte versucht, mit Stellwänden voller Werbung das Absperrband vor Merckeles Raum zu verbergen, einem Zimmerchen in einem Winkel hinter einer Glaskabine, in der jetzt ein junger Wachmann saß. Die Besucher gingen rasch an dem Mann vorbei, dessen einzige Aufgabe darin bestand, ihnen ein Gefühl der Sicherheit zu vermitteln, und steuerten auf den langen Edelholtzresen zu. Hinter diesem standen drei Frauen in Jacketts, die im gleichen Grünton gehalten waren wie das Logo der Bank, um die Besucher zu ihrem Ziel zu lotsen, zu dem man nur nach einer Sicherheitskontrolle Zugang hatte. Niemand protestierte gegen diese Kontrollen; sie waren in Frankfurter Banken alltäglich geworden, wie man aus der Routiniertheit schließen konnte, mit der die Besucher die Arme hoben, um sich von

dem Metalldetektor abtasten zu lassen, und mit der sie ungebeten alles, was sie dabei hatten, auf das Laufband legten.

Cornelia Weber und Reiner Terletzki warteten auf den Wagen, der Erna Merckele zur Bank bringen sollte. Sie wollten mit ihr zusammen den Raum betreten, um ihre Reaktion zu beobachten, wenn es denn eine gab. Bisher hatten sie, abgesehen vom Geständnis, kein Wort aus ihr herausbringen können. Geistesabwesend und schicksalsergeben hatte sie die Fragen auf sich einprasseln lassen wie ein plötzliches Unwetter. Cornelia war es schwerer gefallen, mit diesem Schweigen umzugehen, als mit den üblichen Sprüchen von Junkies und Schlägern. Erst als sie abgeführt wurde, hatte Erna Merckele darum gebeten, ein paar Hausschuhe mitnehmen zu dürfen, um es in der Zelle bequemer zu haben. Seitdem hatte Cornelia immer wieder an die weinroten Plüschpantoffeln mit den Gesundheitsgummisohlen denken müssen.

Der Mann im grauen Anzug fühlte sich sichtlich unbehaglich, und so betrieb er angestrengt Konversation, indem er Zahlen und Fakten über das Gebäude und die Kunstsammlung herunterrasselte, die es beherbergte. Sie lauschten mit geheucheltem Interesse, um seine Bemühungen zu würdigen, ihnen die Zeit zu verkürzen. Für sie gehörte das Warten zur Routine, für ihn bedeutete es allem Anschein nach eine Qual. Cornelia lächelte aufmunternd, sobald der Mann ins Stocken geriet. Allerdings wurden seine Ausführungen nun zugegebenermaßen ein wenig interessanter, denn der Mann berichtete – unter dem Vorwand, mit ihnen über das Verhältnis von Kunst und Moral zu diskutieren – mit einer gewissen Liebe zum schlüpfrigen Detail von einem deutschen Künstler, dessen Werke in diesem Gebäude hingen und

der in einem Luxushotel mit sieben Prostituierten mitten in einer Koksorgie erwischt worden war. Cornelia war die Moral dieses Künstlers schnurz; sie fragte sich vielmehr, wozu der Kerl sieben Prostituierte gebraucht hatte.

Plötzlich unterbrach sich der Mann im grauen Anzug, und der erschrockene Blick, den er auf eine Stelle hinter ihrem Rücken warf, sagte ihnen, dass der Streifenwagen mit Erna Merckele eingetroffen war. Sie wandten sich um. Der Wagen hatte direkt vor der Tür gehalten. Zwei Beamte, ein Mann und eine Frau, stiegen aus. Der Polizist öffnete die hintere Tür und half Frau Merckele heraus. Er hielt ihr den Arm hin, und sie stützte sich darauf. Sie sah noch müder und erschöpfter aus als während der fruchtlosen Verhöre der letzten Tage. Ihre Pausbacken hingen so schlaff herunter wie die Überreste ihrer Dauerwelle. Sie trug ein dunkles Kleid unter ihrem Anorak und duckte sich mehr als nötig unter den Regenschirm, den die Polizistin aufgespannt hatte. Erleichtert konstatierte Cornelia, dass sie keine Handschellen trug. Während der Mann im Anzug ängstlich zu den Empfangsdamen hinübersah, um festzustellen, ob die Besucher den Streifenwagen bemerkt hatten – was tatsächlich der Fall war –, gingen Cornelia und Terletzki Frau Merckele entgegen. Vor und in der Bank hatten sich bereits die ersten Schaulustigen versammelt. Der Mann im grauen Anzug war außer sich, wagte aber nicht, sie zum Verschwinden aufzufordern. Als er hörte, dass die Kommissarin den Polizisten bat, im Wagen zu warten, und die Polizistin anwies, die Tür des kleinen Raums zu bewachen, solange sie darin seien, gab er auf.

Resigniert schloss er ihnen die kleine Tür zum Raum des Wachmanns auf. Die war mit dem gleichen Holz

vertäfelt wie die Wand und nur an der dunklen Umrisslinie zu erkennen. Vielleicht war dies der Grund, warum niemand, tatsächlich niemand in der Bank in all den Jahren gefragt hatte, was sich hinter dieser Tür verbarg.

»Den einzigen Schlüssel zu diesem Raum hatte Herr Merckele. Die Firma, die mit der Wartung des Gebäudes beauftragt ist, wusste nicht einmal, dass es diesen Raum gibt.«

Er blieb an der Tür stehen. Offenbar wollte er den Raum nicht betreten.

»Wenn Sie mich brauchen: Ich bin am Empfang.«

Sie betraten den fensterlosen Raum und schlossen die Tür. Cornelia kannte ihn schon; Terletzki sah ihn zum ersten Mal.

Jörg Merckele war so viele Jahre bei der Bank beschäftigt gewesen, dass niemand sich darüber gewundert hatte, wieso er einen Raum für sich allein besaß. Die anderen Wachmänner betrachteten es als eine Art Privileg für den Dienstältesten unter ihnen, der zudem die härteste und unbeliebteste Schicht übernommen hatte: die Nachtschicht. Nachtwächter haben bekanntlich ihre Eigenheiten. Wer stundenlang allein ist, kann viel Zeit mit Nachdenken zubringen. Früher führte Merckele mit Kollegen Kontrollgänge im Gebäude durch, aber vor gut zehn Jahren hatte die Bank auf einmal beschlossen, es sei besser, einen Wachmann gut sichtbar in einer Glaskabine zu platzieren, um allen zu demonstrieren, dass das Gebäude rund um die Uhr bewacht war. Jörg Merckele war dazu ausersehen worden, und also saß er dort, während die anderen ihre Runden drehten. Deshalb blieb er, von den sporadischen Besuchen seiner Kollegen abgesehen, die ganze Nacht über allein. Jede Nacht, acht Stunden, von elf bis sieben. Und

so lieferten die Boten ihre Pakete in den frühen Morgenstunden in der Loge bei Merckele ab. Er nahm sie persönlich in Empfang und verstaute sie in dem kleinen Raum. Wie sonst hätten zum Beispiel die sperrigen Fitnessgeräte, die er kaufte, unbemerkt bleiben können?

Anscheinend hatte er anfangs einige von ihnen sogar benutzt. Auf dem Boden wartete eine merkwürdige Konstruktion aus Matten und Metallstangen, die sich als Bauchmuskeltrainer herausstellte. Daneben, staubig und vergilbt, ein Faltblatt mit Fotos von durchtrainierten jungen Männern und Frauen mit perfekt modellierten Waschbrettbäuchen, die lächelnd zeigten, wie die Übungen auszuführen waren. Bei ihrem Anblick erschien Cornelia die Vorstellung des altersschlaffen Jörg Merckele auf diesen Geräten noch grotesker. Was mochte in den ein, zwei Wochen, in denen er sich mit dieser metallenen Wippe abgequält und dabei vielleicht aus den Augenwinkeln auf die Fotos geschielt hatte, in ihm vorgegangen sein? Hatte er geglaubt, seine Frau würde ihn bewundern? Oder hatte er davon geträumt, ein paar der wunderbaren Mädels aus dem Prospekt hierher abzuschleppen? Der etwa zwanzig Quadratmeter große Raum war vollgestellt, sodass sie sich nur auf einem schmalen Pfad zwischen den Stapeln von Kisten und Kartons fortbewegen konnten, die ihnen teilweise bis an die Schultern reichten und in einigen Fällen sogar bis über die Köpfe hinausragten.

Einer dieser Stapel bestand aus dreizehn der Größe nach geordneten Staubsaugern. Der größte, ein Monster mit einem gewaltigen Behälter zur Erzeugung von Wasserdampf, bildete den Sockel, der kleinste, eine Metallscheibe auf Rädern, die Spitze der Pyramide. Daneben waren Töpfe zu metallenen Türmen geschichtet und chemische Reinigungsmittel nach Verwendungszweck

aneinandergereiht: Teppich- und Polstersprays, Gardinenweiß, Fleckentferner für Fett, Tinte, Blut, Holzpoliermittel, Bohnerwachs, Silberputzmittel. In einer Ecke standen Röhrchen mit Gebissreinigungstabletten ordentlich arrangiert wie Orgelpfeifen.

»Genug, um den Bedarf eines Altersheims auf Jahre hinaus zu decken«, sagte Reiner Terletzki, nahm eines davon in die Hand und stellte es dann sorgfältig an die gleiche Stelle.

»Halt dich zurück.«

Der Oberkommissar hatte vergessen, dass Frau Merckele anwesend war. Sie war an der Tür stehen geblieben und schien den Raum nicht betreten zu wollen.

In der hintersten Ecke türmten sich Laken – für Einzel-, Doppel- und extragroße Betten, aus Baumwolle, Leinen und Atlas, weiß, farbig und gemustert –, die jeden Augenblick umzukippen drohten. Mehrere Besteckkästen, Tassen mit den unterschiedlichsten Motiven von klassisch bis futuristisch, verschiedene Buchkollektionen: Klassiker, eine mehr als sechzig Bände umfassende Ausgabe sämtlicher Werke Konsaliks, zwanzig Bände Agatha Christie, achtzig Bände Karl May, Hi-Fi-Geräte, CDs ...

»Den Sampler mit den Hits der Siebziger hat er ...«, Terletzki verbesserte sich, »hatte er sogar doppelt.«

Cornelia betrachtete die Kisten mit CDs genauer, auf die Terletzki gezeigt hatte. Sie hatte schon bemerkt, dass einiges doppelt vorhanden war, und alle diese Dinge besaßen eine Gemeinsamkeit: Im Gegensatz zu den meisten anderen spiegelten sie vermutlich Jörg Merckeles tatsächliche Vorlieben und Interessen wider, die Musik, die er auf dem Nachhauseweg wirklich gehört, die Bücher, die er gelesen, und die Werkzeuge, die er benutzt hatte. Sie schienen als Einzige benutzt worden zu sein,



allerdings nur jeweils ein Exemplar. Die übrigen waren noch eingeschweißt, ebenso wie alle anderen Gegenstände, für die er jahrelang seine sämtlichen Rücklagen und Ersparnisse verpulvert hatte.

Die größte Überraschung des Raums bildete eine große Holzkiste, die gefährlich wackelnd auf einer Mischung aus Küchenutensilien, Paketen mit Unterwäsche und Kosmetikprodukten stand.

»Das sieht ja aus wie der Schatz des Ali Baba!«, entfuhr es Terletzki, als er sie öffnete.

In der Kiste fanden sie mindestens hundert Etuis mit Schmuckstücken: mit Brillanten verzierte Herzen für den Valentinstag, einfache oder mit Steinen besetzte Ringe, Ketten für den Muttertag, Perlenohrringe in Gold, Silber oder Platin, Broschen, Armbänder ...

»Und ich bin mein Lebtag in der Kittelschürze herumgelaufen«, ließ sich Frau Merckele vernehmen, die sie die ganze Zeit, an die geschlossene Tür gelehnt, beobachtet hatte. Cornelia und Terletzki wandten sich nach ihr um. Frau Merckele schwankte bedenklich. Sie suchten nach einem Platz zum Hinsetzen, aber in dem Durcheinander aus Kisten und Paketen bot sich nichts an. Cornelia stützte sie, während Terletzki die Polizistin vor der Tür um einen Stuhl und ein Glas Wasser bat.

Frau Merckele trank ein paar Schlucke, den Blick starr auf einen Berg Babybettlaken gerichtet.

»Denken Sie an Ihre Enkelin?«

»Meine Tochter musste sie in den USA lassen. Ich hätte die Kleine gerne gesehen. Letztes Jahr zu Weihnachten war sie mit ihnen hier. Aber ich glaube, unter diesen Umständen wäre es keine gute Idee gewesen, sie mitzubringen. Die Arme, ich weiß nicht, wie meine Tochter ihr beibringen soll, dass ihr Opa gestorben ist.«

Sie sagte das, als wäre der Opa, von dem sie sprach,

nicht ihr Ehemann gewesen, dem sie vor ein paar Tagen den Schädel eingeschlagen hatte. Cornelia betrachtete sie und versuchte sich vorzustellen, wie fassungslos die Frau gewesen sein musste, als sie am Freitag letzter Woche ihren Mann in diesem Raum besucht hatte.

»In all den Jahren, die er hier gearbeitet hat, habe ich ihn nie besucht. Ich bin mitten in der Nacht aufgetaucht; ich konnte nicht schlafen, weil ich dachte, er würde mich betrügen.«

»Wie kamen Sie auf die Idee, dass Ihr Mann Sie betrügen würde?«

»Im Grunde genommen war es meine Schuld. Ich hätte nie in seinen Schubladen wühlen dürfen.«

Cornelia konnte sich zwar nicht vorstellen, dass Merckele jemals Liebesbriefe geschrieben oder empfangen hätte, fragte aber trotzdem nach.

»Haben Sie Briefe von einer anderen Frau gefunden?«

»Nein, die Bankauszüge. Die von unserem Girokonto und die von den Sparbüchern. Er hatte alle diese Papiere weggeschlossen, ich habe sie zum ersten Mal gesehen. Ich verstehe nichts von diesen Dingen, aber ich habe sofort gemerkt, dass die Sparbücher auf null standen und das Girokonto in den roten Zahlen war.«

»Frau Merckele«, fragte Terletzki, der an einem Stapel kleiner Elektrogeräte lehnte, »was meinen Sie damit: Es war das erste Mal, dass Sie sie gesehen haben?«

»Na, das, was ich sage. Dass ich sie nie zuvor gesehen hatte. Ich wusste, dass Jörg sie in diesen Schubladen aufbewahrte, aber die waren immer abgeschlossen.«

»Das verstehe ich nicht, Frau Merckele«, schaltete sich Cornelia ein. »Aber Sie haben doch Geld gebraucht und sicher auch Geld abgehoben oder mit der Kreditkarte bezahlt?«

»Nein, ich verfügte immer nur über das Geld, das mein Mann mir jeden Montag für den Haushalt gegeben hat. Um die Extras musste ich ihn bitten. Wenn ich ein Paar Schuhe wollte, musste ich ihm sagen, wie viel genau sie gekostet haben, und dann hat er mir das Geld gegeben; wenn ich zum Friseur wollte, wenn zu Hause etwas kaputtging, wenn ich unserer Tochter oder später unserer Enkelin etwas kaufen wollte, habe ich ihn darum gebeten. Er sagte, die Geldangelegenheiten seien nichts für mich, ich verstehe davon nichts. Deshalb hatte er die Auszüge in der Schublade eingeschlossen, damit ich mir nicht den Kopf über Dinge zerbrach, die mich nichts angingen. Aber ganz so dumm bin ich dann doch nicht.« Sie lächelte ein wenig verschmitzt. »Schließlich habe ich die Auszüge auf den ersten Blick verstanden. Obwohl es besser für mich gewesen wäre, dumm zu bleiben. Für mich gab es nur eine Erklärung, nämlich dass er das Geld für eine andere ausgegeben hatte. Also hatte ich in dieser Nacht beschlossen, ihm ordentlich die Meinung zu sagen. Ich bin aufgestanden, habe ein Taxi genommen und bin hierher gefahren.«

Um drei Uhr morgens war Erna Merckele bei der Bank angekommen. Das Viertel, in dem es nur Banken und Büros gab, lag wie ausgestorben. Der Taxifahrer hatte sie gefragt, ob dies auch die richtige Adresse sei, und ihr sogar angeboten zu warten, aber sie hatte ihn weggeschickt. Während der Fahrt hatte sie auf einem Aufkleber am Fenster gelesen, was eine Minute Wartezeit kostete.

Sobald das Taxi weggefahren war, ging Frau Merckele auf das Gebäude zu und spähte durch das Fenster. Sie konnte das Glashäuschen sehen; ihr Mann war darin. Sie hämmerte an die Scheibe und wartete, bis er sie nach seiner ersten Überraschung einließ. Sie hatte ihrem

Mann sofort an den Kopf geworfen, er sei ihr untreu. Statt einer Antwort schob er sie zu seinem Raum. Den Schlüssel verwahrte er in einem besonderen Schlüssel-mäppchen, das er immer bei sich trug. Er schloss auf und wies mit einer weit ausholenden Armbewegung in den Raum.

»Das ist alles für dich«, hatte er ihr unentwegt lächelnd gesagt, »für unseren Lebensabend.«

Eine geschlagene Stunde lang hörte sie sich seine Erklärungen zu jedem einzelnen Gegenstand an. Er hatte ihr sogar verschiedenfarbige Taillenformer, Haarpflegemittel und zehn Paar Hausschuhe gekauft. Danach beschloss sie, zu gehen.

»Ich glaube, ich habe mich sogar bei ihm bedankt.«

Sie ging, hielt auf der Straße ein Taxi an und fuhr nach Hause.

Das war in der Nacht von Freitag auf Samstag gewesen. Als ihr Mann von der Arbeit zurückkam, stellte sie sich schlafend. Er legte sich hin und stand zum gemeinsamen Mittagessen wieder auf.

»Seit er Nachtwächter war, aßen wir um zwei zu Mittag.«

Den Rest des Tages beschäftigte sich jeder mit den eigenen Angelegenheiten, und sie sprachen nicht über den nächtlichen Besuch. Um sechs schaltete er wie immer den Fernseher ein, um die Fußballergebnisse zu sehen. Um Viertel nach sechs brachte sie ihn um. Ein kurzer, harter Schlag auf den Hinterkopf, auf die vom jahrelangen Mangel an Sonnenlicht erbleichte Glatze, die wie ein gewaltiges Ei über die Sessellehne hinausragte. Erna Merckele wartete sogar, bis ihr Mann das Bier, das er als echter Biertrinker direkt aus der Flasche herunterkippte, auf dem niedrigen Beistelltisch abgestellt hatte, sodass die einzigen Flecken von dem Blut aus dem of-

fenen Schädel stammten. Nach dem Schlag schenkte Frau Merckele sich ein Glas Bier ein, setzte sich in den Sessel neben ihrem toten Mann, freute sich, dass Borussia Dortmund gewonnen und Stuttgart – die Heimatstadt ihres Mannes – und Hertha Berlin verloren hatten. Erna Merckele war eine überzeugte Anhängerin des Föderalismus, und es ärgerte sie, dass sich nach dem Hauptstadtwechsel nun alles in Berlin konzentrierte. Auch dass Bremen gegen Rostock gewonnen hatte, freute sie, vor allem, weil sie etwas gegen die Osis hatte. Sie wartete auf das Ergebnis von Eintracht Frankfurt. Unentschieden. Die Eintracht bescherte ihren Fans nur Zitterpartien. Die anderen Ergebnisse waren ihr mehr oder weniger gleichgültig. Als sie das Bier ausgetrunken hatte, rief sie bei der Polizei an und meldete ihr Verbrechen.

»Ich bin eben doch nicht so dumm, wie mein Mann dachte.« Sie sah Cornelia und Terletzki fragend an. »Wissen Sie, ob ich einen Fernseher in der Zelle haben darf? Sie müssen mir kein Gerät kaufen, ich könnte den von zu Hause mitnehmen. Oder einen von denen hier.«

Sie zeigte auf zwei Kartons, die Fernsehgeräte enthielten.

»Die sind bestimmt besser als das uralte Ding, das bei mir zu Hause steht.«